

Daniel Defert; Alain Brossat; Philipp Chevallier; Maria Muhle
Foucault. Die Materialität der Arbeit
2016

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1916>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Defert, Daniel; Brossat, Alain; Chevallier, Philipp; Muhle, Maria: Foucault. Die Materialität der Arbeit. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*. Heft 15: Technik | Intimität, Jg. 8 (2016), Nr. 2, S. 124–141. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1916>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

FOUCAULT

Die Materialität der Arbeit

I. Ein athletisches Leben

Alain Brossat Seit Langem würde ich dich gerne zu etwas befragen, was man die Materialität der Arbeit Foucaults nennen könnte. Die Frage, die ich mir stelle, ist im Grunde ganz einfach: Es existiert in der Arbeit an einem Werk (und ich weiß, dass Foucault diesen Begriff zurückgewiesen hätte) wie dasjenige Foucaults eine quasi-athletische Dimension, die eine rigorose Zeitorganisation voraussetzt und so im Alltag zu einer spezifischen Lebensform verpflichtet. Es scheint mir, als könne man hier eine noch nicht untersuchte Zone ausmachen, die zwischen dem liegt, was in den Biografien geschrieben wurde und einem Ereignisregime unterworfen ist (die Kapitel eines Lebens, die aufeinander folgen), und dem, was aus der Arbeit mit den Texten, der Analyse und den Kommentaren zu den Büchern und anderen Publikationen entsteht. Es gibt diese Grauzone, die sich dazwischen erstreckt und die aus der Arbeitszeit besteht, aus jener Disziplin, die der Forscher sich auferlegt, aus den Gewohnheiten, die diese Zeit strukturieren. Denn Foucault war ein Mann der Disziplin und Gewohnheiten?

Daniel Defert Absolut! Er hat mir eines Tages diesen Satz gesagt, an den ich mich sehr gut erinnere: «Die intellektuelle Arbeit hat nicht genug Materialität! Man muss diese Materialität durch strikte Arbeitszeiten konstruieren: Man muss jeden Tag zur gleichen Zeit arbeiten, wie in der Werkstatt ...».

A.B. Man fängt also früh morgens an ...

D.D. Allerdings nicht vor 9 Uhr ... Es ist tatsächlich sehr schwer, über Foucaults Arbeit zu sprechen, insofern sich ein großer Teil in der Bibliothek abspielte, also inmitten anderer Menschen. Ich könnte nicht sagen, ob er in der Bibliothek nur las oder ob er las und auch schrieb oder sich nur Notizen machte. Er verließ das Haus meistens gegen 8.30 Uhr, sodass er um 9 Uhr in

der Bibliothek war, und diese verließ er wieder am späten Nachmittag gegen 17.30 Uhr oder 18 Uhr. Um diese Zeit begannen die Verabredungen, hier oder in der Stadt. Das war die Zeit des sozialen und politischen Lebens, der Zusammenkünfte und danach der Abendessen – meistens mit den engen Freunden: Pierre Cabat, Mathieu Lindon, Hervé Guibert, Thierry Voeltzel zum Beispiel, drei oder vier Personen. Diese Abende unter Freunden gingen selten länger als bis 22 Uhr – darauf folgte immer eine Stunde Lektüre: Nicht das, was man denken würde: die Neuerscheinungen, die literarische Avantgarde, nein, er las die *Erinnerungen von jenseits des Grabes*,¹ den ganzen Thomas Mann, Gogol, Kafka ... und um 23 Uhr wurde geschlafen.

A.B. Wurde die Arbeit am Wochenende unterbrochen?

D.D. Nein, nein, Wochenenden existierten nicht! Samstagnachmittags gingen wir uns Malereiausstellungen anschauen, das schon, aber er hatte keinen Begriff von Wochenende ... Vor allem aber wäre ein Feiertag, ein Weihnachtstag ohne zu schreiben unmöglich gewesen! Foucault hat seine Schriften nur selten datiert, aber wenn er unter einen Text «am 25. Dezember ... » hätte setzen können, hätte er das sicher gerne gemacht – denn das war der Tag, «an dem, wie alle wissen, seit mehreren Jahrhunderten nichts passiert».²

A.B. Und die Ferien?

D.D. Nach drei Tagen Ferien wurde er neurotisch! Foucault konnte seine Arbeit verlassen, aber um *woanders* zu arbeiten, um Vorlesungen zu halten und bei dieser Gelegenheit wiederaufzunehmen, was er in Paris gemacht hatte. Die Arbeit zu unterbrechen, um Ferien zu machen, das war ganz einfach undenkbar. Ich erinnere mich, dass ich mich nach der schriftlichen Prüfung der *Agrégation*³ ausruhen wollte, bevor ich anfang, mich auf die mündliche Prüfung vorzubereiten. Wir sind nach Le Touquet gefahren.⁴ Wir sollten dort drei Tage verbringen. Nach zwei Tagen habe ich eingesehen, dass es unmöglich war: Er arbeitete seit zwei Tagen nicht, und es war unerträglich, wir mussten zurückfahren ... Daher haben wir nur sehr wenige Erholungsreisen gemacht. Vier Tage im Mississippi-Delta, glaube ich – aber das Auto war sicherlich vollgestopft mit Büchern, und seine Überlegungen zu den Faulkner'schen Landschaften waren bestimmt voller neuer Einsichten (er mochte Faulkner sehr). Die meisten Biografien sprechen nie über Foucaults Arbeit. Sie sprechen von den Büchern, die er schrieb, oder erwecken den Eindruck, wie James Miller, Foucault sei ein Mann der Zerstreuung gewesen, was natürlich absurd ist – wenn, dann musste die Ablenkung sehr seriös sein ... Sie fand für ihn zwischen 18 und 22 Uhr statt, in den Stunden der Geselligkeit, und nie während der Arbeitszeit.

A.B. Würdest du so weit gehen zu sagen, dass es ihm gegraut hat vor dem, was man gemeinhin *Freizeit* nennt?

¹ François-René de Chateaubriand: *Erinnerungen*, München 1968. [A.d.Ü.]

² Eine Aussage Foucaults beim Besuch des Romanschriftstellers Jacques Almira (Prix Médicis 1975) an einem Weihnachtstag.

³ Die *Agrégation* ist eine Zulassungsprüfung für die oberen Posten in Schulen der Sekundarstufe und wird in einem jährlichen *Concours* (Wettbewerb) verliehen. Das Berufsfeld der *Agrégés* ist in der Regel das Lycée, sie können aber auch in den *Classes Préparatoires* lehren, die «Vorbereitungsklassen» für die *Grandes Ecoles*, im Falle der Philosophie für die *Ecole Normale Supérieure*. [A.d.Ü.]

⁴ Le Touquet-Paris-Plage, ein Seebad im Département Pas-de-Calais, das aufgrund seiner günstigen Verkehrsanbindung bei den PariserInnen sehr beliebt war. [A.d.Ü.]

D.D. Nein, nicht wirklich. Er ging ins Theater, ins Kino, ins Konzert – aber all das blieb eine Aktivität: Er sprach darüber, wenn er aus der Vorstellung kam, konnte er synthetisieren, kritisieren. Man merkte, dass er allem aktiv gefolgt war – es war also Freizeit im Sinne von *otium*, nicht im Sinne von *farniente*.

A.B. Schaute er sich vor allem Stücke an, die in seinem Umfeld entstanden, von Künstlern, die ihm nahe standen?

D.D. Wir wurden in der Tat regelmäßig eingeladen. Das ist einer der Vorteile des französischen intellektuellen Milieus: Wir konnten mehrmals in der Woche ins Theater gehen, auf Einladung. Wir sahen meistens Dinge, die gefördert werden sollten: Avantgarde-Theater, das Festival d'Automne – Michel Guy⁵ war ein Freund und wir verpassten kaum eine Veranstaltung während des Festivals. Es gab Konzerte ... Wir gingen ein oder zwei Mal die Woche aus.

A.B. Wie wurde die Auswahl getroffen?

D.D. Wir sahen ausschließlich Dinge, die auf der ästhetischen, intellektuellen oder politischen Ebene ein bisschen engagiert waren. Wir gingen kaum in die Comédie Française, wir gingen auch nicht in die Oper zusammen – außer wenn Pierre Boulez dort Woyzeck oder Lulu inszenierte.⁶ Wir sahen keine traditionellen Stücke, wir gingen eher ins Théâtre des Amandiers, um die Inszenierungen von Chéreau zu sehen.

A.B. Was dachte Foucault über das Fernsehen? Hattet ihr einen Fernseher zu Hause?

D.D. Wir hatten erst sehr spät einen Fernseher. Und ich glaube, er hat ihn für mich gekauft. Wir sind 1970 ganz zusammengezogen, in diese beiden angrenzenden Wohnungen in der Rue de Vaugirard. Vorher habe ich in einer eigenen Wohnung neben ihm gewohnt, auf dem Boulevard de Grenelle. Und den Fernseher hat er mir geschenkt, er war also in meiner Wohnung – ein kleiner, ganz banaler Schwarz-Weiß-Fernseher.

A.B. Und was schaute Foucault? Die Nachrichten?

D.D. Uns gefielen die Nachrichten mit Christine Ockrent, wir waren ihre Fans, schon als sie noch Reporterin war unter Giscard, und dann als sie die 20-Uhr-Nachrichten präsentiert hat, ab 1980. Wir verpassten nie die 20-Uhr-Nachrichten, es war zu einer Gewohnheit geworden. Vorher gab es *Le Pain Noir*,⁷ eine Serie, die sehr großen Erfolg hatte – die Straßen von Paris waren leergefegt, wenn diese Serie lief, die vom Leben der Arbeiter im 19. Jahrhundert handelte. Wir haben die Serie leidenschaftlich verfolgt, und dann haben wir angefangen, die Fernsehkritiken von Maurice Clavel zu lesen.⁸ Es gab damals eine ganze Zeit, in der das Fernsehen interessant war – und Foucault fand, dass das französische Fernsehen viel interessanter war als viele andere, selbst wenn wir erst spät damit angefangen hatten.

⁵ Michel Guy (1927–1990), Mäzen und Kulturbeauftragter, gründete 1972 in Paris das Festival d'Automne auf Bitte des Präsidenten Georges Pompidou. Er war später Kulturstaatssekretär in der ersten Regierung Jacques Chirac (1974–1976).

⁶ Pierre Boulez inszenierte die beiden Opern von Alban Berg respektive 1963 und 1979 an der Pariser Oper.

⁷ *Le Pain Noir* (das Schwarze Brot), TV-Serie, realisiert von Serge Moati, nach einem Buch von Georges-Emmanuel Clancier, wurde von 1974 bis 1975 auf dem zweiten Kanal von ORTF, dann Antenne 2, ausgestrahlt.

⁸ Maurice Clavel, ein Freund Michel Foucaults, leitete von 1967 bis zu seinem Tod 1979 die Rubrik Fernsehen im *Nouvel Observateur*.



A.B. Was für einen Bezug hatte Foucault zur Populärkultur?

D.D. Das Rock-Phänomen beeindruckte ihn: Woodstock, die Underground-Kultur. Ich habe ihn zu einem David-Bowie-Konzert mitgenommen, 1983 im Hippodrome d'Auteuil, und er war begeistert. Er hat sehr früh *Actuel* ein Interview gegeben, einem Fanzine, das von den Schülern gelesen wurde und das die Maoisten hassten.⁹ In Brasilien war er davon beeindruckt, dass jedes Kind ein Musikinstrument mit sich herum trug. Er hat auch mit Pierre Boulez über die neue Kultur diskutiert.¹⁰ Aber er hat trotzdem ernste Musik, klassische und zeitgenössische, gehört. Mit Jean Barraqué hatte er ein paar Kompositionsstunden bei Olivier Messiaen genommen.

A.B. Er interessierte sich nicht für die Chanson.

D.D. Welcher Sänger hat ihm gefallen? Er hörte gerne Julien Clerc, und sah ihn natürlich auch gerne. Julien Clerc hatte ihn eingeladen, bei einer Fernsehshow mitzumachen, und obgleich Foucault abgelehnt hat, hat er sich über die Einladung gefreut. Er zitiert auch Trenet, aber das ist im japanischen Radio: Das entsprach dem, was man von einem Franzosen in Japan erwartete! Wir haben natürlich Montand gehört, als er 1982 sein Comeback im *Olympia*¹¹ feierte, da waren wir eingeladen, als Freunde. Genauso mit Ingrid Caven: Sie war die Frau von Fassbinder und Foucault verfolgte den Aufbruch des deutschen Kinos. Fassbinder ist hierhergekommen, zusammen mit Daniel Schmid, der ein enger Freund war und fast jede Woche kam.

A.B. Kann man von einer Politik der Freundschaft bei Foucault sprechen?

D.D. Ja, ganz eindeutig. Zunächst einmal hatte er eine Praxis der Freundschaft. Ich glaube, das war einer der stärksten Werte in seinem Leben: eine Freundschaft, die an konkrete Formen der Solidarität gebunden war, ohne politische Exklusivität. So war es zum Beispiel mit Dumézil: Mir würde es schwerfallen, Dumézil links oder rechts zu verorten, er war ein bisschen jenseits von alledem. Er war kein Linker, aber als sein Schwiegersohn Minister unter Mitterrand geworden ist, war er begeistert ... Dumézil war ein Christ, der vormals Monarchist gewesen war und sagte, dass der desolate Zustand der Universität

Abb. 1–12 Michel Foucault im Gespräch mit Fons Elders, 1971, Stills aus YouTube-Clip *The Lost Interview*, 2014

⁹ Michel Foucault: *Jenseits von Gut und Böse*, in: *Dits et écrits. Schriften*, Bd. 2, Frankfurt/M. 2002, 273–288.

¹⁰ Michel Foucault, Pierre Boulez: Die zeitgenössische Musik und das Publikum, in: *Dits et écrits. Schriften*, Bd. 4, Frankfurt/M. 2005, 594–604.

¹¹ L'*Olympia* ist ein berühmter Konzertsaal im 9. Arrondissement von Paris, der bereits 1889 eröffnet wurde und wo unter anderen Josephine Baker und Mistinguett auftraten. 1929 wurde der Saal in ein Kino umgewandelt und erst 1952 als Konzertsaal wiedereröffnet. 1993 wurde er zum nationalen Kulturerbe erklärt. Neben französischen Stars wie Edith Piaf oder Jacques Brel traten hier auch internationale Stars auf: David Bowie, Frank Sinatra, The Beatles, The Rolling Stones, Madonna, Atahualpa Yupanqui, Mikis Teodorakis etc. [A.d.U.]

ZUM GESPRÄCH MIT DANIEL DEFERT

von Maria Muhle

Eine Rezeptionsgeschichte von Foucaults Werk, die sich fast ausschließlich auf die «großen» Bücher konzentriert und die spätestens mit dem Erfolg von *Die Ordnung der Dinge* Ende der 1960er Jahre einsetzt und bis heute anhält, legt immer wieder nahe, dass eben dieses Werk in drei «Epochen» unterteilt werden könne: die frühen Arbeiten zur Frage des Wissens, die Arbeiten der 1970er Jahre zu Macht und Machtrelationen und der sogenannte späte Foucault und dessen Beschäftigung mit Subjektivität, Existenz und Selbsttechniken. Eine solche Unterscheidung lässt jedoch nicht nur die frühen Arbeiten vor und zu *Wahnsinn und Gesellschaft* regelmäßig außer Acht, sondern zielt darüber hinaus auf eine klassische Lektüre des Philosophen als «Autor» eines qua Fortschritt und Einschnitten systematisierbaren Werks ab. Daneben hat sich jedoch in den letzten Jahren eine Rezeptionsgeschichte herausgebildet, die gerade jene Unterscheidung dreier «Epochen» unterläuft, indem sie die Rezeption der Bücher um zwei weitere Felder ergänzt: So entwickelt sich mit den Veröffentlichungen der *Dits et écrits* Mitte der 1990er Jahre in Frankreich und zehn Jahre später in Deutschland eine Rezeption, die sich vor allem auf die kleinen Schriften bezieht und hier Dinge sucht (und findet), die Foucault in den großen Büchern nicht behandelt – wie beispielsweise die explizit aktivistisch-politischen und engagierten Texte nicht nur im Zusammenhang mit der Iranischen Revolution, sondern vor allem auch im Kontext der GIP (*Groupe d'informations sur les Prisons*). Und eine neue ForscherInnen-Generation findet Zugang zu Foucaults Denken anhand der nunmehr vollständig publizierten Vorlesungen am Collège de France, in denen man – wie Daniel Defert im Gespräch mit Alain Brossat und Philippe Chevallier unterstreicht – die Problematiken der Bücher zugleich angelegt und re-perspektiviert findet.

Deferts Rede von der «Kohärenz» dieses Arbeitens, das bereits seit den 1950er Jahren um eine begrenzte Anzahl von Fragen kreiste, ist in diesem Sinne nicht als eine Systematik des Denkens und noch weniger als ein Denksystem zu verstehen, sondern verweist vielmehr darauf, dass Foucault mit Verschiebungen und Vertiefungen, Wiederholungen und Rekontextualisierungen arbeitete, die sein Arbeiten sowohl inhaltlich als auch methodologisch

kennzeichnen – und ihn damit von der klassischen Rolle des Philosophen als Autor distanzieren. Das Interview zeigt, wie diese Arbeit des Denkens gerade auf medialer Ebene geschieht: einerseits quer durch die unterschiedlichen Medien von Foucaults Denken – die Bücher, die Artikel, die Transkriptionen und Streitschriften, die Vorlesungen und deren jeweils unterschiedliche Materialitäten; andererseits innerhalb seiner eigenen archivalischen Praxis, in der Dokumente von einem Kontext in einen anderen wandern, um in neue Bezüge gesetzt zu werden, neu angeeignet zu werden und so ein anderes Licht auf dieselben Fragen nach dem Wissen, der Macht und dem Subjekt zu werfen. Die «Spur kreativer Wiederbenutzungen», die sich laut Daniel Defert durch die Archivkisten der Bibliothèque Nationale de France zieht, kann hier als Sinnbild für die Materialität des Foucault'schen Denkens gelten – eine Materialität, die sich ebenso als eine «Körperpolitik» erweist, als eine Selbstdisziplin, die nicht jenseits der Relationen von Macht und Wissen existiert. Denn das ist vielleicht die wichtigste Lehre, die man aus den Selbst-Rekontextualisierungen Foucault'scher Fragestellungen in den Schriften und Vorlesungen ziehen kann, und die in diesem Gespräch immer präsent ist: Die Tatsache, dass der Versuch, Foucaults Denken in jene drei oben genannten «Epochen» zu unterteilen und diese in ein Verhältnis des Bruchs zu setzen, eine grundlegende Einsicht verfehlt: Nämlich dass jene Verschiebungen keine Wenden sind, dass sie keine «Rückkehr» verkünden und keine verfehlt Wahrheit etablieren: Derart ist die späte Rede von der Selbsttechnik und dem Versprechen einer Subjektivierung gerade nur dann verständlich, wenn man sie vor dem Hintergrund jener Körperpolitik aus *Überwachen und Strafen* und der biopolitischen Rekodierung des Lebens aus *Der Wille zum Wissen* und den zeitgleich gehaltenen Vorlesungen liest. Dies scheint zuletzt auch die immer wiederkehrende Beschäftigung mit der medizinischen Arbeit zu bedeuten: Denn mit der Analogie zwischen dem Skalpell (seines Vaters) und seinem Schreibgerät suggeriert Foucault, dass die Arbeit des Philosophen etwas mit der Arbeit des Chirurgen zu tun hat, dass er aus der Philosophie eine Praxis der Medizin macht, insofern er diagnostiziert, Schnitte ausführt, Texte wie Leichen öffnet, um ihr Innenleben sichtbar und sagbar zu machen. Der Philosoph nicht als König, sondern als Arzt, der Diagnostiker gegen den Metaphysiker ...¹ Diese Einsicht tritt im Gespräch zwischen Defert, Brossat und Chevallier deutlich hervor.

¹ So Alain Brossat in einer E-Mail-Konversation.

die Schuld «dieses Idioten von Henry dem IV.» gewesen sei, denn wenn der König Protestant geblieben wäre, hätten wir eine wirkliche Universität wie in Deutschland bekommen! So war es auch mit Canguilhem oder Hyppolite: Das war nicht nur Bewunderung, sondern auch Treue. Sobald Foucault irgendwo eine Stelle angetreten hatte, lud er sie ein. Ich würde sagen, dass er Zeit seines Lebens dieselben Freunde behalten hat. Er war nicht jemand, der mit seinen Freunden bricht. Es gab Leute, die wir weniger oder gar nicht mehr sahen, aber das waren Leute, mit denen wir vor allem aufgrund jüngerer politischer Bewegungen verbunden waren. Die Leute, mit denen er seit seiner Jugend befreundet war, sind Zeit seines Lebens enge Freunde geblieben.

A.B. Hätte er sich nicht aus politischen Gründen mit jemandem überworfen? Mit Deleuze ist so etwas Ähnliches passiert ...

D.D. Mit Deleuze hat er sich nicht überworfen. Der Kontakt ist weniger geworden, aber ich glaube, das lag auch an mir ... Ich fürchtete Deleuze. Seine schneidende Ironie machte mir Angst. Ich fühlte mich unbehaglich in seiner Gegenwart und das habe ich ihm auch erklärt. Nach Foucaults Tod war er so großartig, so freundschaftlich, dass ich mich dafür geschämt habe, dass ich ihn gefürchtet hatte, und deswegen habe ich es ihm gesagt ... Mir scheint auch, dass die Arbeiten, die Deleuze mit Guattari verfasst hat, Foucault nicht begeistert haben. Guattari war stark auf den italienischen oder deutschen Extremismus fixiert, während Foucault sehr misstrauisch war (er vermutete die Hand Moskaus), ebenso bei den molaren Maschinerien ... Deleuzes Verbindung zu Guattari hat sie voneinander entfernt. Aber als Foucault krank geworden ist, wollte er Deleuze sofort sehen. Ich habe Deleuze angerufen, und er war sehr gerührt, aber es ist dann nichts daraus geworden, weil die Ärzte sich allerlei medizinische Ausreden ausgedacht haben – eigentlich hatten sie Angst vor allen Besuchen im Krankenhaus, sie hatten ganz einfach Angst, dass etwas nach draußen dringen würde ... So war es auch mit Barthes: Sie haben sich nie zerstritten. Sie haben sich weniger oft gesehen, aber sie hatten immer das Bedürfnis sich wiederzusehen, glaube ich – das ist auch geschehen: Foucault, der Barthes ins Collège de France geholt hatte, hat ihn im Krankenhaus besucht.

A.B. Es gab Leute, die Foucault nicht mochte, und das versteckte er nicht besonders gut, man findet Spuren davon in den *Dits et écrits*...

D.D. Ja, natürlich ... Ich würde sagen, dass Foucault ein sehr bescheidener Mann war, ich glaube, dass er für viel mehr Leute nur eine sehr begrenzte Wertschätzung hatte, als er sich anmerken ließ ...

A.B. Manchmal sieht man das in den *Dits et écrits*: Anlässlich bestimmter Auseinandersetzungen gibt es kleine *passages à l'acte*, die absichtlich sind und ein bisschen über das hinausgehen, was im universitären Milieu die Regel ist ...

D.D. Er mochte keine Lügen. Dass man nicht mit ihm einer Meinung war, fand



er normal, das ist die Regel im intellektuellen Leben. Aber dass man sagte, er hätte etwas gesagt, was er nicht gesagt hatte, oder wenn man sagte, er hätte von etwas nicht gesprochen, wovon er gesprochen hatte – das ertrug er nicht.

A.B. Vor allem von Seiten bestimmter Kommunisten ...

D.D. ... die eine ideologische Lektüre seiner Texte vornahmen. Ich erinnere mich an einen Briefwechsel, der ziemlich lange gedauert hat, mit dem damaligen Direktor von *La Pensée*, in dem Foucault absichtlich kommunistische Beleidigungen benutzt hat wie «schlüpfrige Viper» etc. «Wir veröffentlichen gerne Ihre Antwort, aber das müssten sie streichen», hat ihm der Direktor geantwortet. Ja, Foucault war polemisch.

A.B. Obgleich er immer sagte, er würde sich nie in Polemiken einmischen.

II. Eine stets knapp bemessene Zeit

A.B. Du hast von der Wichtigkeit der Selbstdisziplin und den immer gleichen Tagesabläufen gesprochen, aber gab es Ausnahmen, aus einem besonderen Anlass, eine wichtige Person, die man sehen musste und die nur kurz in Paris war, zum Beispiel.

D.D. Zweifellos. Foucault war nicht rigide, aber letztlich waren solche Anlässe nicht sehr häufig. Im Großen und Ganzen folgte alles den Gewohnheiten, die ich beschrieben habe. Wenn er nicht in die Bibliothèque Nationale ging, arbeitete er im Kimono. Dieser Tisch dort, an dem hat er *Wahnsinn und Gesellschaft* geschrieben – er hatte die Möbel aus seinem Arbeitszimmer in Uppsala aufbewahrt, wie diesen Sessel. *Überwachen und Strafen* wurde an diesem weißen Tisch geschrieben, und dann auf diesem anderen neu geschrieben.

A.B. War Foucault jemand, der besondere Schreibrituale hatte, gab es eine fetischistische Dimension in seiner Arbeit?

D.D. Das könnte ich nicht sagen ... an was denkst du?

A.B. Wenn man schreibt, hat man immer bestimmte Manien. Ich kann beispielsweise erst anfangen zu schreiben, nachdem ich eine bestimmte Anzahl von Ausrichtungsritualen vorgenommen habe, die einen, ich weiß nicht welchen, bösen Geist beschwören sollen ...

D.D. Abgesehen von der Gewohnheit, alle Bücher im Familienanwesen in Van-deuvre¹² zu Ende zu schreiben, wüsste ich keine. Ich habe mir sogar untersagt, diese Aspekte seines Lebens festzuhalten. Manchmal, wenn wir bestimmte Personen trafen, habe ich mir gedacht, dass es sich lohnen würde, Notizen zu machen, beispielsweise während der Diskussionen mit Habermas. Ich habe es dann gemacht, wenn ich selbst weniger entscheidende Personen getroffen habe, wie Gabriel Marcel, dessen Nachbar ich war, oder Raymond Aron, mit dem ich im Mai '68 während der Ereignisse diskutiert habe. Aber das war etwas, was ich mit Foucault nicht machen wollte – ich wollte nicht die «Kleine Dame»¹³ machen. Und dann habe ich nach seinem Tod angefangen, mir mehr Fragen zu stellen, als ich das schiere Ausmaß dessen nachvollzogen habe, was er produziert hat. Jemanden arbeiten zu sehen ist eine Sache, das Resultat zu sehen, ist eine andere. Die Vorlesungen, die seitdem veröffentlicht worden sind – und von denen ich die meisten gehört habe –, entpuppen sich als richtige Bücher, mit der Logik von Büchern – selbst wenn ich das schon immer gewusst habe. Ich habe die Vorlesungen von Martial Gueroult in Saint-Cloud gehört; nun ja, eine Vorlesung von Gueroult ergab kein Buch. In einer Stunde hatte er keine drei Zeilen Spinoza kommentiert, während Foucault in 13 Sitzungen uns jedes Mal eine neue Problematik eröffnete und durchmessen ließ.

Kurz gesagt, ich habe Foucault arbeiten sehen, ohne dass ich versucht hätte, es zu verstehen. Erst im Nachhinein wurde ich ergriffen von der geheimen Kohärenz seiner Arbeiten: die Wiederkehr derselben Fragen zu unterschiedlichen Momenten, mit diesen Verschiebungen, die jede Arbeitssequenz mit sich bringt. Ein Satz hat mich besonders beeindruckt, ich glaube, er ist aus der ersten Vorlesung über die Gefängnisse. Foucault sagt, dass drei Bedingungen erfüllt sein müssen, damit es ein Gefängnisssystem geben kann: ein repressiver Staat, eine repressive Gesellschaft und eine Technologie des Strafans. Nun beschreibt die Vorlesungsreihe *Théories et institutions pénales* (1971–1972) [Theorien und Institutionen des Strafans] die Geburt des repressiven Staates; darauf folgt *Die Strafgesellschaft* (1972–1973) und dann kommt *Überwachen und Strafen* (1975) mit dem panoptischen Modell. Das bedeutet, dass die drei Voraussetzungen seit dem ersten Jahr gesetzt sind, als hätte er schon die gesamte Architektur seines Projekts entwickelt, während er sie gleichzeitig noch sucht ... Ich glaube, bereits in den 1950er Jahren werden eine Anzahl grundlegender Fragen festgelegt, die Foucault dann nicht aufgehört hat, weiter zu vertiefen und zu verschieben wie Wagner'sche Leit motive. Ich finde, dass es sich um ein Werk handelt, das extrem eng um einige wenige große Themen geknüpft ist, das sehr kohärent ist im Gegensatz zu dem Eindruck, den man oft hat.

¹² In Vandeuvre-du-Poitou besaß die Familie Foucault ein Anwesen, «Le Piroir», in dem Foucaults Mutter wohnte und wo er jeden Sommer hinfuhr.

¹³ Maria van Rysselberghe war die Vertraute von André Gide und wurde auch die «Kleine Dame» genannt, in Anlehnung an *Das Tagebuch der Kleinen Dame*, in dem sie alles, was André Gide betraf, aufzeichnete. Die Tagebücher sind in den posthum veröffentlichten *Cahiers André Gide* (Paris 1969–1989) erschienen. Vgl. auch Maria van Rysselberghe: *Das Tagebuch der Kleinen Dame. Auf den Spuren von André Gide*, München 1984. [A.d.Ü.]

A.B. Isolierte Foucault sich physisch um zu schreiben?

D.D. Er schrieb zu Hause. Er lehnte die Einladungen in die für ihre Ruhe bekannten Häuser von Freunden ab. Was mich beeindruckte, war, dass man ihn immer unterbrechen konnte. Es hat ihn nie geärgert. Flaubert erzählt, dass man Georges Sand egal zu welchem Zeitpunkt unterbrechen konnte und dass sie sich in einer absoluten Kontinuität wieder an die Arbeit machte, als ob man sie nie abgelenkt hatte. Wenn ich mir also diesen ungehörigen Vergleich erlauben darf, kann man sagen, dass es bei Foucault dasselbe war. Aber gleichzeitig bin ich immer noch überzeugt, dass er sehr monoideisch [*monoideique*] war: Wenn er eine Idee verfolgte, hat ihn das vollkommen absorbiert. Wenn ich ihn unterbrach, schien er über etwas anderes sprechen zu können. Und dann, nach einer Weile, kam ich absichtlich auf seine momentane Obsession zu sprechen und er merkte nicht einmal, dass man das Thema gewechselt hatte, er knüpfte direkt daran an! Während des ganzen Gesprächs hatte er tatsächlich weiter an seiner Idee gearbeitet ... Deswegen schien er so zugänglich.

A.B. Er verlor keine Zeit ...

D.D. Sein Zeitgefühl funktionierte *auf die Sekunde genau*. Ich bin selbst immer etwas «neben der Zeit» gewesen und ich hatte es so satt, dieses Zeitgefühl, das er hatte, dass ich ihm eine Uhr geschenkt habe, die nur Zeiger hatte, keine Zahlen oder Markierungen! Ich habe ihn gefragt, wie spät es ist, und er antwortete: 13.14 Uhr oder 13.16 Uhr. Er sagte nie: «Es ist ungefähr...» Wenn er aus Brasilien oder Japan zurückkam und aus dem Flugzeug stieg, fragte ich ihn als erstes: «Wie spät ist es?» Er irrte sich nie auch nur um eine Minute ... Nach seinem Tod konnte ich mich nicht davon abhalten zu denken, dass er immer gewusst hatte, dass sein Leben kurz sein würde, weil er in seinem Alltag nie auch nur eine Minute verlor. Ich habe nie wieder jemanden kennengelernt, der ein derart exaktes Zeitgefühl hat. Aber es war auch jemand, mit dem es sich sehr einfach leben ließ ...

A.B. Weil er in seinem Werk war ...

D.D. ... weil er in seinem Werk war und ich ihn bei diesem Werk nicht störte! Ja, bestimmt... Ich glaube, dass er eine bestimmte affektive, äußere Stabilität brauchte. Aber wenn er ein mehr oder weniger sicheres Umfeld hatte, ja, dann war er in seinem Werk.

A.B. ... ohne sich deswegen isolieren zu müssen.

D.D. Nein.

A.B. Er brauchte keine Einsamkeitskuren ...

D.D. Nein, er war ziemlich gesellig, aber mit denselben Freunden. Er hatte einige enge Freunde wie Hervé Guibert oder Mathieu Lindon, die ihn nicht nach seiner Arbeit fragten, und das gefiel ihm ... Es war vielmehr er, der



sie nach ihrer Arbeit fragte, als andersherum. Er half ihnen, über ihre eigene Arbeit nachzudenken.

A.B. Wie hat er sich in seinen Papieren zurechtgefunden? War er ein ordentlicher Mensch oder war er eher unordentlich?

D.D. Er war ganz bestimmt ordentlich. Er machte erst im Nachhinein Unordnung: Für jedes Buch gibt es eine große Anzahl an Quellen, die in seinen Notizen vermerkt sind. Aber wenn er einmal eine Dokumentation über ein Thema zusammengestellt hatte, konnte diese Dokumentation einen anderen Aspekt seiner Untersuchungen stützen. Eine Reihe von Dokumenten konnte aus einem Stapel genommen und auf einen anderen Stapel gelegt werden ... Genauso war es mit den Vorlesungen: Er konnte nicht so viel Arbeit in seine Vorlesungen am Collège de France stecken und dann in den USA noch mal andere Vorlesungen halten. Es handelt sich also weniger um die Wiederbenutzung derselben Dokumente als vielmehr um neue Perspektiven auf dasselbe Problem. Daraus entsteht auch die Schwierigkeit, die man heute mit einigen Archivkisten in der Bibliothèque Nationale de France hat, in denen die Ordner nicht ganz chronologisch sind und dieselbe Sache an verschiedenen Stellen wieder auftaucht und man nicht genau weiß, ob man die ursprüngliche Ordnung wiederherstellen oder ob man die Spur dieser kreativen Wiederbenutzungen erhalten soll.

A.B. Ging Foucault ans Telefon, wenn er zu Hause arbeitete?

D.D. Ja, aber nur wenige Leute hatten die richtige Telefonnummer. Er hatte mehrere Nummern, aber es gab nur eine, bei der er immer ans Telefon ging. Es musste eine Nummer im Telefonbuch stehen, damit die Leute nicht anfangen zu recherchieren ... Deleuze hatte sein Telefon auf den Namen seiner Frau angemeldet, was ihn ein bisschen schützte ... Die Telefonnummer, bei der Foucault ans Telefon ging, stand nicht im Telefonbuch, und wenn mir Leute sagten, dass sie seine Nummer hatten, fragte ich sie, welche Nummer es wäre, und konnte so feststellen, zu welchem <Kreis> sie gehörten. Diese Vorsichtsmaßnahmen waren notwendig, damit er weiterhin in Ruhe arbeiten konnte.



A.B. Wenn jedoch einige Mitglieder des «ersten Kreises» die richtige Nummer hatten, schien er es doch normal zu finden, dass man ihn aus einem guten Grund, zum Beispiel wegen einer politisch-aktivistischen Sache, störte.

D.D. Der «erste Kreis» respektierte die Uhrzeiten ... Aber seine Wohnung wurde regelrecht von Anrufen bedrängt. Das könnt ihr euch nicht vorstellen. Zu manchen Zeiten klingelte das Telefon wirklich alle zehn Minuten, wegen einer Petition, einer Unterstützungsanfrage, der Bitte um ein Vorwort etc. Es war wirklich unerträglich – so sehr, dass ich den Bittstellern mit Formulierungen antwortete wie: «Sehr gut, mein Herr, Sie haben heute die Nummer 135 und wenn wir bei Ihrer Anfrage angelangt sind, werden wir Sie anrufen!» Eines Tages hatte ich einen Freund zu Besuch, der Holländisch sprach, und zufällig rief ein Holländer an, der Foucault bitten wollte, seine Dissertation zu betreuen – obwohl Foucault keine Dissertationen betreute ... Aber das war nach dem Erfolg von *Die Ordnung der Dinge* und Foucaults beginnender Ruhm nährte diese Art von Anfragen. Ich stelle diesem Studenten also ein paar Fragen und dann, um mich ein bisschen über ihn lustig zu machen, sage ich ihm: «Neben mir sitzt der Sekretär, der sich um die holländischen Promotionen kümmert, ich reiche Sie weiter ...». Aber ich hatte nicht vorausgesehen, dass der junge Mann an der Sorbonne studierte und dort überall herumersähte: «Foucault ist unglaublich präventios geworden: Er hat Sekretäre für alle Sprachen ...» Er hat es Maurice de Gandillac erzählt, und so hat es an der Sorbonne die Runde gemacht! Als Foucault davon gehört hat, war er nicht sehr glücklich über meinen Witz ...

Philippe Chevallier Aber manchmal reagierte er auch positiv auf Anfragen von Personen, die er nicht kannte. Ich denke da an Jean Danet, der in Nantes über das Landwirtschaftsrecht forschte. Eines Tages schreibt er Foucault, und Foucault antwortet ihm: «Kommen Sie mich besuchen!»

D.D. Aber Jean Danet war jemand Interessantes. Ich werde mich immer an die erste Unterhaltung erinnern, die ich zwischen ihm und Foucault gehört habe – das hat meine Aufmerksamkeit geweckt. Es ging dabei um die Norm, aber nicht im ethischen Sinne, sondern insofern sie sich in unseren

Gesellschaften immer mehr an die Stelle des traditionellen Rechts setzt, sei es was das europäische Recht, sei es, was Landwirtschaftsrecht betrifft ... Und insofern es noch dazu um die Norm auf einem Gebiet ging, das Foucault gerade entdeckte, interessierte es ihn umso mehr. Man merkt hingegen sofort, wenn jemand völlig uninteressant ist; man merkt es an den Fragen, die er einem stellt ... Ich erinnere mich an einen Journalisten, der ihn interviewen wollte und der so begann: «Monsieur Foucault, ich würde gerne wissen, warum so viele Strukturalisten sich für die Medizin interessieren ...». Foucault tut so, als würde er aufhorchen: «Ach ja, es gibt also viele Strukturalisten, die sich mit der Medizin beschäftigen, das wusste ich gar nicht ... Könnten Sie mir vielleicht einen nennen?» – «Äh, nein, stimmt, ich wüsste keinen ...» – «Gut, in diesem Fall, ist das Interview beendet, vielen Dank!» Der Typ hatte irgendwen irgendwas über Foucault und die Medizin sagen hören ... Dummheit erkennt man auf den ersten Blick.

Ich glaube, dass Foucault eine Hypersensibilität für die ethischen – und nicht nur intellektuellen – Qualitäten der Leute hatte, das hat mich immer beeindruckt. Er verkehrte ja nicht nur mit Intellektuellen. Er konnte menschliche, ethische Qualitäten anderer Leute erkennen. Es gab eine Ebene der Sensibilität, die er unmittelbar wahrgenommen hat. Er konnte unterscheiden zwischen den Personen, die mit einem persönlichen Anliegen zu ihm kamen, und jenen, die mit ihm diskutieren wollten. Und ich denke, dass Jean Danet oder jemand wie der Anwalt Christian Revon diskutieren wollten. Hingegen muss man sich nur den Tonfall anschauen, in dem andere Leute sich an ihn richteten: «Foucault, dieser Verleger hat mein Manuskript abgewiesen, könntest du da vielleicht etwas machen ...?» – sofort wurde geduzt etc.

A.B. Der Tonfall einer Epoche ...

D.D. Ja, aber nicht unbedingt sympathisch ... Ich habe im IMEC¹⁴ – ein bisschen aus Gemeinheit – die Briefe deponiert, die Franzosen und Amerikaner an Foucault geschrieben haben. Zu jenem Zeitpunkt beantwortete Foucault die Briefe nicht mehr selbst, sondern Françoise-Edmonde Morin war damit beauftragt. Die Franzosen schickten nur Bitten um Unterstützung: Sie baten um Unterstützung bei Verlegern, Zeitschriften, Professoren etc. Bei den Amerikanern war das ganz anders: Sie luden Foucault ein, Seminare zu geben, an Diskussionen teilzunehmen.

A.B. Zugleich ist es aber auch schwierig, wenn man in einem politischen Feld aktiv ist, immer die Auswahl zu treffen zwischen dem, was eine menschliche Qualität hat, und dem, was weniger oder gar keine hat ... Wenn man Politik macht, kommt man notwendigerweise auch mit Menschen zusammen, mit denen die Chemie nicht unbedingt stimmt ...

D.D. Gewiss, es war eine Zeit, in der die meisten Beziehungen politischer Art waren. Die Salons jener Zeit, das war die Straße, und das soll nicht heißen,

¹⁴ Das Institut Mémoires de l'édition contemporaine (IMEC) ist ein von Verlegern 1995 gegründetes Archiv, das neben dem Fundus großer französischer Verlagshäuser und Zeitschriften ebenfalls die Nachlässe u. a. von Michel Foucault, Louis Althusser, Roland Barthes, Samuel Beckett, Albert Camus, Marguerite Duras, Erik Satie, Jean Genet, Louis-Ferdinand Céline und Alain Robbe-Grillet umfasst. 2004 zog das IMEC von Paris in die Abbaye d'Ardenne, ein ehemaliges Kloster, in der Nähe von Caen. [A.d.Ü.]

dass man sich je wiedersehen würde, oder man sah sich wieder, um eine weitere Demo zu organisieren ... Aber das hatte nichts mit dem Leben einer politischen Partei zu tun. Es stimmt, dass es da eine Geselligkeit gab, die ich heute nicht mehr sehe.

A.B. Eine politische Geselligkeit, die verschwunden ist ...

D.D. Es gab Freundschaft, und auch diese Aggressivität, die sich aus einer Art Phantasma speiste: Die Leute glaubten, dass Foucault erhebliche Macht hatte – ich habe das in den Gesprächen mit den Leuten an meiner Uni [Vincennes Saint-Denis] gemerkt – und dass es ausreichen würde, wenn er einem Verleger ein Manuskript zeigte, um es veröffentlicht zu bekommen ... Aber Foucault hätte nie ein Manuskript unterstützt, das nicht publizierbar war. Er hätte nie gesagt: «Publizieren Sie das hier, weil es mir Freude macht.» Wenn es mittelmäßig war, hat er nichts gemacht. Erst wenn er sah, dass in einem Manuskript etwas Interessantes steckte, konnte er es unterstützen. Aber die Leute stellten sich vor, dass alles nur Begehren und Macht war. In Vincennes hatten sie wirklich einen prä-foucaultianischen Begriff von Macht!

III. Voluntarismus des Denkens

A.B. Könntest du über die Beziehung von Foucault zur Müdigkeit sprechen? Ein Werk wie seines zu produzieren, das muss, untertrieben gesagt, ermüden. War er so willensstark, wollte er seine Müdigkeit ignorieren oder ist er sorgsam mit sich umgegangen?

D.D. Das kann ich nicht sagen – ich glaube, dass er eher wenig ermüdbar war. Auf jeden Fall hat er sehr wenig darüber gesprochen. Als ich die Chronologie für die *Dits et écrits* zusammengestellt habe, habe ich mir manchmal gesagt: «Um Himmels willen, er war am Tag vorher in Japan, und am Tag danach oder zwei Tage später gibt er diese Konferenz in Paris ...». Ich glaube, dass er jemand war, der sich sehr früh eine große Selbstbeherrschung angeeignet hat. Erst als er sehr krank war, habe ich bei ihm Charakterzüge festgestellt, die ich vorher nicht gekannt hatte. Er hatte mich mit den Arbeiten des Physiologen Jackson¹⁵ bekannt gemacht, der von Reflexschichten spricht, die sich gegenseitig kontrollieren: Wenn spezifische Reflexe verschwinden, erscheinen andere, archaischere Reflexe. So habe ich mir vorgestellt, dass manche Dinge, die während seiner Krankheit in Erscheinung getreten waren, vielleicht archaische Elemente waren. Und ich habe mich gefragt, ob er nicht ein ganzes Ensemble von spontaneren Reaktionen hinter sich gelassen hatte, die nie in Erscheinung getreten waren, sogar eine Art Ego, von dem ich nie eine Spur gesehen hatte. Ich erinnere mich an eine Szene, als ich aus Berkeley die erste Version des Buches von Dreyfus und Rabinow mitgebracht habe:¹⁶ Dreyfus schlug einen sehr Heidegger'schen Kommentar von *Die Ordnung der Dinge*

¹⁵ John Hughlings Jackson (1835–1911), englischer Neurologe.

¹⁶ Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow: *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt/M. 1987.

vor und weil sie sich nicht einig waren, hatten sie mir den Text gegeben, um Foucaults Meinung zu hören. Der mochte es nicht sehr, Dinge zu lesen, die man über ihn schrieb – im Allgemeinen las er sie gar nicht. Er bat mich also, ihm ein bisschen zu erzählen, was Dreyfus und Rabinow geschrieben hatten, und während ich ihm das Buch zusammenfasste, kommentierte er seinerseits: «Ach, das sagt Dreyfus, das ist interessant diese Kritik, die von Heidegger abgeleitet ist» etc. – und zu Rabinow: «Das ist zwangsläufig interessant, er erzählt meine Bücher nach ...». Aber ich muss sagen, dass solche kleinen Gemeinheiten die Ausnahme waren.

A.B. Gab es bei Foucault unter dem Einfluss der Müdigkeit Momente der Erschlaffung, der Schwächung des Denkens?

D.D. Er war sehr willensstark, und auch sehr höflich. Wenn die Leute ihm auf die Nerven gingen, machte er das natürlich deutlich und breitete sich nicht auf ihrem Terrain aus ... Aber er ging sowieso nie über bestimmte Grenzen hinaus – um 22.30 Uhr zog er sich zurück. Er muss durch Phasen starker Angstzustände gegangen sein, aber er hat sie nie in Worte gefasst. Es gab Zeiten, da konnte ich nicht ruhig nach Hause kommen, da wusste ich nicht, ob ich ihn lebend antreffen würde ... Aber die meiste Zeit bemerkte ich seine inneren Kämpfe nicht. Ich erfuhr erst danach davon, in seinen Briefen, in denen er die schwierigen Zeiten erwähnte, die er gerade durchlebt hatte.

A.B. Wenn man so intensiv arbeitet, muss auch der Körper folgen können. Wie folgte Foucaults Körper?

D.D. Foucault war jemand, der sich um seinen Körper kümmerte. Er machte Übungen. Als er in Tunesien war, schwamm er beispielsweise sehr viel, fast jeden Tag. Selbst in seinem letzten Jahr, als er schon sehr schwach war, ist er nach Venduvre gefahren – ich glaube, das war Ende April oder Anfang Mai 1984. Sein Neffe Denis wollte ihm helfen, seine Tasche aus dem Auto zu heben und war überrascht über ihr Gewicht. Michel sagte ihm: «Ach ja, das sind meine Hanteln». Das heißt, dass er zu diesem Zeitpunkt noch jeden Morgen seine Hantelübungen machte.

A.B. Das war sein Sport: Hanteln ...

D.D. ... und Liegestütze, wahrscheinlich.

A.B. ... und Gehen?

D.D. Nicht regelmäßig. Lange Zeit ist er Fahrrad gefahren, beispielsweise in die Bibliothèque Nationale in der Rue de Richelieu. Als wir in Tunesien waren, sind wir viel zu Fuß gegangen, aber nicht systematisch. Man kann sagen, dass er seinen Körper in Schuss hielt. Außerdem trank er nicht und aß sehr wenig. Er hatte eine sehr enthaltsame Ernährung, um Schläfrigkeit und Überfüllung zu vermeiden ... Mittags aß er, glaube ich, gar nicht oder trank nur einen Kaffee in der Bibliothek.

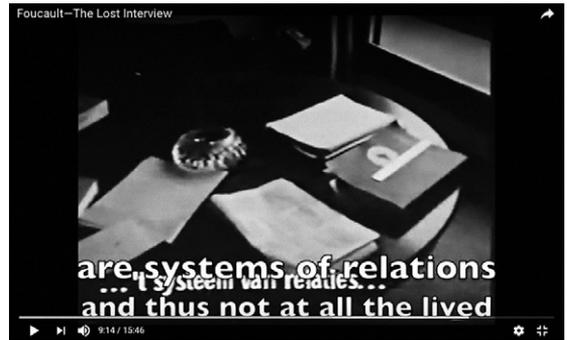
A.B. Es fällt mir schwer, diese Diskrepanz zu verstehen zwischen dem, was du als eine Art unerschöpfliche Energie beschreibst, ein unermüdliches Subjekt, nie krank ...

D.D. Er wurde 1982 krank ...

A.B. Aber davor war er nie krank. Auf der einen Seite diese großartige Energie, die einem Subjekt eigen zu sein scheint, das sich ganz seiner Arbeit, seinem Programm widmet, ohne besondere Befindlichkeiten; und auf der anderen Seite, das, was du darüber hinaus sagst: «Es gab Zeiten, da konnte ich nicht ruhig nach Hause kommen» – es fällt mir schwer, diese beiden Seiten des Bildes miteinander zu verbinden. Denn Foucault machte nicht gerade den Eindruck, melancholisch gewesen zu sein.

D.D. Seine Beziehung zum Tod war gleichwohl unmittelbar, zugleich permanent und gelassen. Es ist schwer darüber zu sprechen sowohl aus Gründen der Scham wie der Erinnerung. Es gab Momente, da habe ich gefühlt, dass er den Tod unter der Haut hatte. Aber das war nicht traurig, selbst wenn er der – großen – Aggressivität, dem Neid, der Pedanterie des intellektuellen, universitären Milieus gegenüber sehr sensibel war. Es gab diesen rasenden Erfolg nach *Die Ordnung der Dinge*; das war eine Zeit, in der wir sehr glücklich waren. Ich habe auch eine Erinnerung an die Jahre 1963 und 1964, in denen wir nebeneinander gearbeitet haben: Ich habe die *Agrégation* vorbereitet, er *Die Ordnung der Dinge*, das war ein weiterer großer Glücksmoment. Dann kam der Erfolg des Buches, er sah, wie glücklich ich über diesen Erfolg war ... Doch es war auch der Moment einer schrecklichen Polemik. Es gab nicht eine intellektuelle Zeitschrift, die nicht mitgemacht hätte, und das ging bis 1968. Er konnte es nicht mehr ertragen und ist nach Tunesien gefahren, um davor zu flüchten. Er wollte nichts mehr davon hören. Er hätte in Paris bleiben und auf Abendessen gehen können, aber er entscheidet sich dafür wegzufahren und nimmt ein schwieriges Leben in Tunesien auf sich. Er lebt wie ein Asket, auf einer Bastmatte, in einem weißen Gewölbe, das selbst wiederum unter dem Friedhof von Sidi Bou Saïd liegt – wahrscheinlich alte Stallungen des Beys. Es ist ein ganz anderes Leben. Er ist sich der intellektuellen Einsamkeit gewiss. Und als er dort *Die Archäologie des Wissens* schreibt, ein etwas nerviges Buch ..., das ich liebe, aber das wirklich etwas schwer ist, ein Methodenbuch, streng, schwierig, ohne Prestige – da versucht er wirklich mit seinem Erfolg zu brechen. Er kommt dann wegen der Gründung der Universität in Vincennes nach Frankreich zurück und erlebt hier wieder ein extrem polemisches Milieu, zwischen der Kommunistischen Partei und den Linken, mit täglichen Auseinandersetzungen, Generalversammlungen von einer Heftigkeit ... Da er in der Kommunistischen Partei gewesen war,¹⁷ kannte er die Kommunisten, und er kannte auch alle jene, die im Psychologischen Institut¹⁸ waren. Er kannte sie als Psychologen *und* als Kommunisten: zwei Gründe, sich vor ihnen in Acht zu nehmen! Dieser Anfang von Vincennes ist also eine schwierige Periode. Das

¹⁷ Foucault war von 1950 bis 1952 Mitglied der Kommunistischen Partei.



war die Zeit, als wir in der Rue du Docteur Finlay wohnten, und dort war es tatsächlich so, dass ich mir nie sicher war, ob ich ihn lebend antreffen würde, wenn ich abends nach Hause komme. Ich spürte seine Angst ... Aber in seinen Vorlesungen schimmert nichts davon durch.

A.B. In Foucaults öffentlichem Diskurs, in seinen Interventionen bei Diskussionen spürt man diese Fragilität nicht, man hat nicht den Eindruck, es mit jemand Verletzlichem zu tun zu haben, jemandem, den ein Konflikt berühren kann. Man hat vielmehr den Eindruck, in der Präsenz einer Person zu sein, die eine bestimmte Lust dabei empfindet, in Konflikten zu stehen, einer Person, die es versteht auszuteilen ...

D.D. Er versteht es, auszuteilen, aber er mag es nicht. Er wollte lieber geliebt werden. Marie-Claude Mauriac,¹⁸ die die Großnichte von Proust war, fand, dass es eine große Analogie zwischen Foucault und Proust gab, jenseits ihres medizinischen Milieus. Ich glaube, dass die Szene des Gutenachtkusses auch in Foucaults Leben grundlegend war. Seine Mutter, die ihn bestimmt sehr geliebt hat, war eine ziemlich kalte Frau, und ich habe trotzdem in seinem Tagebuch von 1968 diesen außergewöhnlichen Satz gefunden, in dem er schreibt, dass die depressive Phase, die er durchlebt, mit dem Tod seines Vaters zehn Jahre zuvor zu tun hat ... Nur hat er nie, nie seinen Vater erwähnt, außer am Ende seines Lebens, und dann positiv. Sein Vater war sehr gewalttätig. Die Beziehung zwischen seinen Eltern war wahrscheinlich manchmal schwierig, daher kam, glaube ich, diese Abscheu vor Konflikten. Wenn es also welche gab, erduldet er sie, er beschütze sich auf sehr «heftige» Weise davor. Aber nicht weil er die Polemik liebte, sondern ich glaube wirklich, um sie auf Distanz zu halten. Sein Vater litt unter Angstzuständen wie viele Chirurgen, die nur mit starken Aufputschmitteln operieren. Ich glaube, es ist ein schrecklich angstauslösender Beruf. Foucault wollte nicht Chirurg werden, aber er machte viele Anspielungen auf seinen Vater, wenn er über seinen Bezug zum Schreiben spricht – das Skalpell und die Feder etc.²⁰

P.G. Seine Schreibweise ist sehr ziseliert, durchgearbeitet. Das ist mir aufgefallen, als ich in den Archiven erste Versionen von Texten gefunden habe, die

¹⁸ Die Mitglieder des Psychologischen Instituts waren seine Studienkollegen im Institut de Psychologie de Paris, wo Foucault 1952 sein Diplom in Psychopathologie absolvierte.

¹⁹ Frau von Claude Mauriac, Schriftsteller und Journalist, mit dem Foucault zusammen in verschiedenen politischen Kämpfen aktiv war.

²⁰ «Vermutlich liegt in meinem Federhalter die alte Erbschaft des Skalpells.» Michel Foucault: Das giftige Herz der Dinge, Gespräch mit Claude Bonnefoy, Zürich, Berlin 2012, 39.



im Gegenteil sehr lose gestrickt sind. Es hat mich sogar schockiert, weil ich noch nie einen Foucault gelesen hatte, der so drauflosgeschrieben hat, und ich habe mir gedacht, dass es zwischen dem ersten Entwurf und dem finalen Werk eine immense Arbeit des Schreibens und Neu-Schreibens gegeben haben muss ...

A.B. Damit kämen wir zurück zu der berühmten Theorie der drei Versionen von jedem Buch...²¹

D.D. Wir müssen zu dieser Frage der Arbeit zurückkehren. Wenn man die Leute arbeiten sieht, versteht man letztlich nicht, wie sie arbeiten. Man sieht sie lesen oder schreiben, man sieht sie nicht denken. Wenn ich mir also die Lektürenotizen ansah, die Foucault machte, wenn er das Auftreten eines neuen Begriffs in der Geschichte suchte (beispielsweise über die empirischen Beschreibungsmodi), dann habe ich mir immer vorgestellt, dass er eine Art Gauß-Kurve zeichnete, die dem Auftauchen und Verschwinden eines Begriffs in verschiedenen Disziplinen folgte. Ich hatte mir vorgestellt, dass Foucault eine sehr empirische Art der Lektüre vornahm, fast eine Art statistischer Auswertung. Aber François Ewald hat mich davon überzeugt, dass es anders war, dass die Erarbeitung eines Begriffs vor den Lektüren kam, dass alles schon im Vorhinein konstruiert ist – selbst wenn wir davon keine explizite Spur haben. Wenn Foucault anfängt, Notizen zu machen, Zitate abzuschreiben, sind die Dinge schon konstruiert. Es handelt sich also nicht um eine rein statistische Entnahme: Er muss vielmehr wissen, was er in dem Korpus sucht, den er analysiert, das alles muss bereits hinlänglich beherrscht sein ... Ich erinnere mich im Übrigen an diesen Satz, den er gerne sagte, wenn er in die Bibliothèque Nationale aufbrach: «Ich werde nachprüfen, ob sie auch das gesagt haben, was sie zu diesem Zeitpunkt sagen sollten!» Es gibt also die Dimension der Konstruktion eines Denkens, von der wir keinerlei sichtbare Spur haben. Und in Wirklichkeit sind jene Fragmente, die man als «intellektuelles Tagebuch» Foucaults betitelt hat, alles Anfänge von Artikeln, Skizzen für Gliederungen: Das Denken ist schon ausgearbeitet. Aber wie Foucault zu diesem Punkt gekommen ist, das könnte ich nicht sagen. Ich kann die Quantität der Arbeit bezeugen, die er ausführte, und von der Regelmäßigkeit seiner

²¹ Vgl. Daniel Defert: «Je crois au temps...», Ein Gespräch mit Guillaume Bellon, in: *Recto/Verso*, Nr. 1, 2007, online unter revue.rectoverso.com/IMG/pdf/Daniel_Defert.pdf.

Arbeit sprechen, aber wie sich die Arbeit des Denkens vollzog – darüber kann ich nichts sagen.

A.B. War er mit seinen Büchern im Allgemeinen zufrieden, wenn er sie fertig gestellt hatte und sie zum Verlag schickte? Konnte er sich sagen: «Sieh mal, da habe ich einen schönen Durchbruch geschafft!» – oder war es eher so, dass er sagte: «Gut, es ist noch nicht ganz das, was ich wollte, aber es ist Zeit, dass ich es mir vom Hals schaffe ...»?

D.D. Am nächsten Tag begann er ohnehin schon das nächste Buch, das die Kritik des vorausgegangenen war ...

Das Gespräch wurde am 28. November 2015 von Alain Brossat und Philippe Chevallier in Daniel Deferts Wohnung in Paris geführt und befindet sich online unter www.materialifoucaultiani.org/fr/component/content/article/239

Leicht gekürzt und aus dem Französischen übertragen von Maria Muhle